

**Tagung der bayerischen Landessynode in
Geiselwind, Di, 29. März, 9:00**

Sehr geehrte Damen und Herren,

oder sollte ich in diesem Rahmen eine andere Begrüßungsformel verwenden? Ich weiß es nicht – und ehrlich gesagt habe ich mir auch nicht die Mühe gemacht, es herauszufinden. Ich bin ja eingeladen worden, weil ich keine Ahnung habe – und hoffe sehr, diese Voraussetzung auch zu erfüllen.

Rein zufällig bin ich natürlich auch nicht hier. Der Grund ist ein Artikel, den ich für die Wochenzeitung Die Zeit geschrieben habe. Er trägt den Titel „Warum missioniert mich keiner?“ und erschien im Dezember 2020. Es geht darin um mich, einen gebürtigen Ostberliner, der zwar getauft ist und an Heilig Abend einige Male beim Gottesdienst war, aber sonst nichts mit der Kirche zu tun hatte. Vor diesem Hintergrund frage ich mich, wie es sein kann, dass die Kirche so gar keine Rolle spielt in meinem Leben. Wo versteckt sich diese Christenheit nur?

Das Echo auf den Artikel war groß und kam fast ausschließlich aus einer Parallelwelt. Aus der Welt der Christen nämlich, die ich bis dahin kaum kannte. Ich bekam viele, teils lange und wohlformulierte Mails und sogar handschriftlich verfasste Briefe. Tiefgläubige Menschen boten mir an, mich zu Gott zu führen. Andere schilderten mir in rührender Weise ihren Weg zu Gott oder blickten auf ein Leben mit Gott zurück.

Einige Leser schienen allerdings nur den Titel, nicht aber meinen Text gelesen zu haben. Sie missverstanden den Artikel als eine Abrechnung mit einer lethargischen Kirche. Das aber ist doppelt falsch: Erstens kann ich nicht mit etwas abrechnen, das ich nicht kenne. Zweitens fordere ich keineswegs missionarischen Eifer, sondern beschreibe, dass mich dieser eher abschrecken würde.

In meinem Text kommen drei Christen zu Wort: Die Pfarrerin Julika Wilke, der Berlin-Brandenburgische Bischof Christian Stäblein und der Jesuit Markus Luber. Sie alle konnten mir erhellende und glaubwürdige Antworten auf meine Fragen geben und ich werde später noch einmal auf sie zurückkommen. Ich habe verstanden, warum sich die Kirche schwer tut mit der Mission, das aber

keinesfalls heißt, dass ihr das Thema egal wäre. Ich finde es wichtig, dass die Kirche anerkennt, dass in ihrem Namen Zwang und Gewalt ausgeübt worden sind und dies auch mit dem Begriff Mission zusammenhängt. Ich schätze dieses historische Problembewusstsein sehr.

Die Antworten der drei haben nicht nur meine journalistische Neugier befriedigt, sie haben mich auch zum Nachdenken gebracht. Sie haben mich berührt. Etwa Bischof Christian Stäbleins Antwort auf die Frage nach der Kraft des Glaubens: Glauben sei, sagte er, zu "spüren, dass man sich nicht immerzu selbst tragen muss." Es ist ein Satz, der hängen bleibt, auch wenn ich nicht gleich weiß, warum. Liegt es daran, dass ich das Gewicht des Lebens erst langsam anfangen zu spüren? Dass ich nun begreife, warum ein Alltag "bewältigt" werden muss? Sich nicht selbst tragen zu müssen, das klingt nach Schwebegrad, nach bodenloser Entspannung. Es klingt wahnsinnig gut.

Seit der Artikel erschienen ist, wurde ich immer wieder gefragt, was die Kirche tun oder lassen soll, um attraktiver zu werden. Die Wahrheit ist: Ich weiß es nicht. Wie so oft als Journalist, bin ich ein Suchender, kein Wissender. Was ich aber habe, sind meine Fragen – es sind 6 – und ich würde mich freuen, wenn sie zumindest ein wenig hilfreich wären.

Frage 1: Warum bin ich so interessant (und was sagt das über die Kirche)?

Als mich Professor Ralf Frisch hierher nach Geiselwind einlud, sagte er am Telefon sinngemäß, dass ich so interessant für die Kirche sei, weil ich von außen käme. Er benutzte auch das Wort "unverdächtig". Unverdächtig – diesen Begriff hatten schon andere gebraucht, die mich auf den Artikel ansprachen. Und ich fragte mich: Wenn ich unverdächtig bin, heißt das im Umkehrschluss auch, dass die Kirche, verdächtig ist? Dass sie alle hier verdächtig sind? Wessen verdächtigen sie sich gegenseitig? Sich zu sehr mit sich selbst zu beschäftigen? Dazu später mehr.

Überhaupt war ich erstaunt darüber, so wichtig genommen zu werden, nur weil ich einen Artikel geschrieben hatte. Die Kirche scheint wahnsinnig gerührt zu sein, dass sich überhaupt noch jemand für sie interessiert, der nicht schon irgendwie dazu gehört. Es wirkt fast so, als traute sich die Kirche gar nicht mehr zu, Leute anziehen zu können. Aber, wenn sie selbst nicht mehr an ihre

Strahlkraft glaubt, wie sollen es dann andere tun? Wenn sie sich so nach Austausch sehnt, warum sucht sie ihn dann nicht?

Verinnerlicht man die Haltung, uninteressant zu sein, kann das dazu führen, dass man sich in seiner Bubble einrichtet. Dass man gar nicht mehr den Anspruch hat, Berührungspunkte zu schaffen sondern nur noch für die predigt, die ohnehin schon an Bord sind.

In der Werbung arbeitet man mit Personas, um sich seine Zielgruppe möglichst plastisch zu imaginieren. Personas sind fiktive Leute, die man mit Attributen versieht, bis man meint sie zu kennen. Die Idee dahinter: Man soll diejenigen vor Augen haben, für die man etwas entwirft. Vielleicht stellen Sie sich einfach vor, unter den Ihnen gut bekannten Gemeindemitgliedern säße immer auch jemand, der sich durch reinen Zufall in die Kirche verirrt hat. Jemand wie ich.

Frage 2: Wo sind die Berührungspunkte zwischen Kirche und Welt?

So präsent seine Symbolik nach wie vor ist, in Europa ist das Christentum längst eine hinterfragte Größe geworden. Und das nicht erst seit dem die Missbrauchsskandale öffentlich wurden, und der teils verfehlte Umgang mit ihnen. Ich meine es ganz grundsätzlich: Immer mehr Menschen wachsen in einem atheistischen Haushalt auf. Für diese Menschen, zu denen auch ich zähle, ist das Christentum nur noch ein sinnstiftendes Angebot unter vielen. Obwohl es sicher Überschneidungen gibt, konkurriert die Kirche auch mit Yoga und dem THW. Gestehen Sie sich das ein. Legen Sie den historisch hergeleiteten Anspruch ab, die einzige Wahrheit zu verkünden. So erleichtern Sie Menschen das anknüpfen.

Schaffen Sie Berührungspunkte jenseits der eingeübten Praxis. Ohne jedoch – das ist die große Kunst – dabei aufdringlich zu sein. Keine "geistliche Anrumpelung", bitte, wie es Bischof Christian Stäblein mir gegenüber so schön formulierte. Sondern das rechte Wort zur rechten Zeit.

Was ich Sie fragen möchte: Denken Sie nach, jede und jeder für sich. Welche Begegnungen hatten Sie mit unverdächtigen Menschen wie mir? Wo trafen Sie die? Was wollten die wissen? Welche Vorurteile hatten die? Nehmen Sie diese Begegnung als Blaupause. Bereiten Sie sich auf das nächste Zusammentreffen

vor. Was werden Sie dem Menschen sagen, der fragend vor Ihnen steht? Über ihren Glauben? Ihren Gott? Ihr Gebet? Ihr alltägliches Christsein? Immer in dem Wissen, dass Sie es nicht richtig machen können, aber wohlüberlegt. Es geht nicht um einen Vertragsabschluss, sondern um eine authentische Begegnung.

Ich möchte Ihnen eine solche schildern: Meine Tochter, sie wird am Freitag fünf Jahre alt, ist in einem katholischen Berliner Krankenhaus geboren. Reiner Zufall, dass wir in diesem Krankenhaus gelandet sind und daher auch vollkommen egal – eigentlich. Denn ich habe eine mir liebe Erinnerung mitgenommen. Am zweiten Tag nach der Geburt tapse ich unsicher über den Krankenhausflur, die Tochter im Arm. Unsicher, weil ich übermüdet bin und noch nicht so Recht weiß, wie man ein Baby hält. Unsicher aber auch, weil ich noch nicht begriffen habe, was es bedeutet, Vater geworden zu sein. Da kommt mir eine Nonne entgegen, eine ältere Frau, die mir milde lächelnd zu verstehen gibt, dass ich sie ansprechen kann. Ich tue es nicht, aber es tut trotzdem gut, zu wissen, dass da noch jemand ist außer den Ärzten und den Pflägern.

Frage 3: Müsste sich Seelenheil nicht leichter verkaufen lassen?

Die Menschen sind auf der Suche. Sie buchen online-Kurse beim Atemguru, sie begeben sich in den mexikanischen Dschungel, um sich bei einer Ayahuasca-Zeremonie die Seele aus dem Leib zu kotzen, sie schmieren sich mit CBD-Öl ein, in der Hoffnung endlich mal entspannen zu können. Diese Dinge müssen nicht schlecht sein, aber sie sind nur ein Trostpflaster. Sie fühlen sich irgendwie schal an, weil sie nicht tief genug reichen.

Nehmen Sie allein die Achtsamkeitswelle, die seit Jahren durch die Lifestyle-Magazine und Erziehungsratgeber schwappt. Oberflächlich mag das propagierte Innehalten eine Reaktion auf das beschleunigte Internetzeitalter sein: Auf den second screen, das always on, Instagram und Twitter. Darunter aber liegt die Sehnsucht nach Reflexion, nach einer echten Auseinandersetzung mit dem Hier und Jetzt, die im Alltag nicht zu gelingen scheint. Es ist ein Tasten nach Leitlinien jenseits des Bildschirms. Und da hätte auch die Kirche einiges anzubieten. Warum gelingt das so selten? Ist Jesus zum Ladenhüter geworden?

Zumal die Kirche einen riesigen Vorteil hat, Sie einen riesigen Vorteil haben: Sie verkaufen nichts! Keine Faltencreme und keine Versicherung. Sie müssen

niemandem erklären, dass er seinen alten Staubsauger wegwerfen soll, weil er ohne den neuen ultimativen Saugroboter nicht mehr leben kann. Die Kirche ist kein Schneeballsystem. Sie müssen keine Klinken putzen, keine Kaltakquise machen. Sie müssen nicht lügen – das ist ein Privileg, das nicht viele Verkäufer haben. Ja, sie wollen nicht mal Geld (erstmal jedenfalls).

Sie verkaufen etwas an das sie wirklich und im Wortsinn glauben. Sie sind davon überzeugt, dass es den Menschen besser geht mit Gott. Oder nicht?

Gerade weil Sie kein Produkt verkaufen, könnte es hilfreich sein, mal so zu tun, als ob. Denken Sie sich die Kirche nicht als das Jahrhunderte alte, hier und da wegbröckelnde, Konstrukt, das es ist. Denken Sie sie als ein Startup, das schnell wachsen soll und eine ganze Branche umkrepeln will. So gedacht ist die Historie kein zu überwindendes Hindernis sondern ein Narrativ, das ihrer Geschäftsidee das ideelle Fundament gibt. Sie müssen sich keine Backstory ausdenken, sie haben die Bibel.

Der Fahrdienst Uber hat die Taxianbieter weltweit in Bedrängnis gebracht, Stichwort: Disruption. Machen Sie dasselbe mit den Teebeutelproduzenten, die pseudophilosophische Sinnsprüche auf ihre Produkte drucken. Machen sie den Leuten klar, dass Sie das Original sind.

Frage 4: Muss die Kirche modern sein?

Meine ganz persönliche Antwort lautet: Nein. Eine Kirche, die versucht, zwanghaft heutig und zeitgemäß zu sein, spricht mich nicht an. Wenn das Innere der Kirche nur eine Verlängerung des modernen Draußen ist, weiß ich nicht, warum ich sie überhaupt betreten soll. Wenn beispielsweise die Sprache dieselbe ist, wie in den Cartoons, die meine Tochter auf Netflix guckt, dann werden aus den biblischen Geschichten banale Erzählungen. Für mich kann es gern etwas altertümlich sein. Nicht im Sinne von konservativ, sondern im Sinne von althergebracht. In Form einer Sprache, die uns eben nicht im täglichen Gespräch mit dem Nachbarn über die Lippen geht. So ist das auch mit dem Kirchengebäude. Hat es eine verwechselbare Architektur – könnte es auch ein Bürokomplex oder ein Hotel sein – dann verschenkt die Kirche den Effekt ihres Erbes. Sie muss wiedererkennbar sein, das bewahren, was nur die Kirche hat.

Ich ahne, dass es anderen ganz anders geht. Sie mögen sich eingeschüchtert fühlen von der kühlen Stille Jahrhunderte alter Kirchenschiffe. Sie wollen weder Buntglas noch düstere Orgelmusik, sondern ein niederschwelliges Angebot, das nahtlos an ihren Alltag anschließt: Hafermilchcappuccino, modernes Interieur, Keyboard und Gitarre. Ich würde deshalb sagen man braucht beides. Das Moderne und das Alte.

Ob das Gotteshaus nun aus Feldsteinen besteht oder aus Sichtbeton. Die Kirche hat etwas zu sagen in gegenwärtigen Diskursen. Zur Dauerbespiegelung der Selfie-Generation etwa, die noch den schönsten Menschen kaputt machen kann. Wenn schon elfjährige Mädchen unter Magersucht leiden und Jungen denken, sie könnten ihr T-Shirt nur ausziehen, wenn darunter ein Sixpack zum Vorschein kommt, dann kann es schon helfen, zu hören, dass Gott jeden liebt – und zwar genau so wie er oder sie ist. Dass es keine Mittelmäßigkeit gibt vor Gott. Der Jesuit Markus Luber erklärte mir das so: "Das, was mein Leben wirklich ausmacht, erhalte ich von einem (göttlichen) Gegenüber, das verdiene ich mir nicht, da kann ich noch so viel an mir schrauben und optimieren."

Frage 5: Dreht sich die Kirche zu sehr um sich selbst?

Sich zu viel mit sich selbst zu beschäftigen ist ein beliebter Vorwurf. Wird er reflexhaft vorgebracht, muss man ihn nicht ernst nehmen. Eine so große Organisation wie die Kirche muss beständig auf sich selbst schauen, um Kurs zu halten.

In meinem Artikel sagt der Jesuit Markus Luber: "Die Auseinandersetzung mit der Säkularität zwingt uns zur Auseinandersetzung mit uns selbst". Nicht grundsätzlich negativ, findet er, aber eine Herausforderung. Weiter sagt Luber: "Man wird heute nicht mehr unbedingt in die Religion hineingeboren. Es geht wieder mehr um die Bekehrung, was dem Glauben vielleicht auch eine andere Ernsthaftigkeit verleiht. In den biblischen Anfängen haben sich die Menschen ja auch unter schwierigen Bedingungen für die christliche Botschaft entschieden."

Das ist eine interessante Perspektive, finde ich. Und ist die Auseinandersetzung mit der Bibel auf der der Glaube gründet, nicht ohnehin eine ständige Selbstbefragung. Die Selbstreflexion ist quasi mit eingebaut. Sich immer wieder zu fragen: Wer sind wir? Was wollen wir? Was sollen wir? Was bieten wir? Das

alles ist wichtig und richtig – solange es auch denen dient, die nicht Teil des Selbstgesprächs sind. Den Nicht-Theologen, den einfachen Gemeindemitgliedern, denen, vielleicht sogar denen, die gar nicht in die Kirche gehen.

Da ist ein ständiger Zweifel, der ja, wenn ich das richtig verstanden habe, auch zum Glauben dazugehört. Die Bibel ist eben kein Produkt, das einfach anzuwenden ist und sofort und für alle Zeit wirkt. Glaube ist eine stetige Auseinandersetzung. Ich finde diesen Zweifel wichtig – auch, weil er den Glauben für mich authentisch und nahbar macht. Wenn sogar höchste Würdenträger von ihrem Zweifel berichten – Zweifel an ihrem Wirken, an ihrem Glauben, ja sogar an Gott – dann darf ich doch erst recht zweifeln.

Ich war nie Fan eines Fußballvereins aber immer fasziniert von denen, die mit ganzem Herzen einem Verein anhängen. Ich habe mich immer gefragt, wie das geht, wenn man weiß, dass man mit derselben Vehemenz für einen anderen Verein jubeln würde, wenn man in der Nachbarstadt geboren wäre. Ich erzähle das, weil es mir ähnlich geht, wenn ich einem gläubigen Christen begegne: Woher weiß der, dass er dem richtigen Gott anhängt?

Was die Fußballfans angeht, habe ich irgendwann begriffen, dass viele sehr wohl wissen, dass es anders hätte kommen können. Dass sie, unter anderen Umständen andersfarbige Schals tragen und andere Fangesänge anstimmen würden. Dass sie diese Möglichkeit klar vor Augen haben können, ohne, dass es die Liebe für ihren Verein schmälert.

Dass sie es als Glück verstehen, in dieser Welt Fan dieses Vereins geworden zu sein. Und das OBWOHL sie wissen, dass es den Fans des gegnerischen Vereins ganz genauso geht.

Frage Nummer 6: Soll sich die Kirche politisch verorten?

Unbedingt! Glaube ist privat und das Private ist politisch. Wie soll sich eine Kirche im Hier und Jetzt behaupten, die das Hier und Jetzt ausklammert? Wie soll sich jemand wie ich die christliche Perspektive sonst vorstellen können? Es geht nicht darum sich andauernd zur Tagespolitik zu äußern, eine Kirche muss nicht im Twitter-Stakkato kommunizieren. Es geht um eine wiedererkennbare

Haltung als gesellschaftlicher Player – immer dann wenn, was schief läuft. Wenn Unrecht geschieht, wenn Leid gelitten wird, muss die Kirche auf den Plan treten und widersprechen. Sie darf – das ist ihr großer Vorteil – naive Forderungen stellen. Sie darf aus dem Herzen sprechen, sie darf sagen: So hat Gott das nicht gewollt. Sie darf realpolitische Zwänge außer acht lassen – muss sich aber solidarisch zeigen mit denen, die für das Gute kämpfen. Gegen den Krieg, gegen Rassismus, gegen die Klimaerwärmung, gegen den Hunger, gegen obszöne Ungleichheit. Für die Kinder, für die Frauen, für die Kranken. Der Zweifel gehört zum Glauben, nicht aber der Zweifel an der guten Sache.

Das sieht auch die Pfarrerin Julika Wilcke so: Im Interview, sagt sie mir, die Kirche müsse Haltung zeigen. Klarmachen, dass Gottes Schöpfung vor dem Klimawandel bewahrt werden müsse. Dass man Geflüchteten mit Solidarität begegnen soll.

Ich mag zwar nicht an Gott glauben, aber ich glaube daran, dass die Kirche den Menschen vor dem Zynismus bewahren kann. Dass Gott ihnen die Kraft geben kann, gut zu sein.

Bevor ich zum Ende komme, möchte ich noch eine letzte Frage aufwerfen, die man sicherlich als Dauerbrenner bezeichnen kann. Wahrscheinlich haben Sie diese Frage schon oft gehört, wahrscheinlich aus Kindermündern, aber ich möchte Sie bitten, sie nicht zu unterschätzen: Warum gibt es das Schlechte in der Welt? Wie kann ein allmächtiger Gott das zulassen? Es ist eine Frage, die Menschen umtreibt, die darüber nachdenken, wie sie es mit Gott halten sollen. Ich finde: Jede Christin und jeder Christ sollte eine überzeugende Antwort parat haben. Eine Antwort, die sich auch jemandem erschließt, der nicht bibelfest ist. Jemandem wie mir.

Vielen Dank